

Die Briganten.

Novelle

von

Otto Röse.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Während Lydia infolge des Schusses erschrocken zusammenfuhr, lachte der Italiener kurz auf und lief hin, um den Eselstreiber, der, nur vom Schrecken niedergeschmettert, sich wohlbehalten erhob, beim Kragen zu fassen.

„He, guter Freund, wir brauchen Deine Dienste. Pack' die Esel und hilf dem Fräulein in den Sattel!"

Da half kein Protest, kein Sträuben; die Reitthiere wurden aufgezäumt und fort ging es in die Berge. Sanft wie ein Lamm schritt jetzt Cäsar zwischen den reitenden Deutschen hin. Die beiden Italiener folgten mit wachsamem Auge dem Zuge.

Steil aufwärts führte der Weg über Hänge mit Felsentrümmern, zwischen denen Oliven mit gewundenen und wunderlich gespaltenen Stämmen ihre Wurzeln in die steinige Erde klammerten. Der Abend kam. Violette Schatten breiteten sich über das Kesselthal des Amaseno; die Hügelkuppen, gekrönt von den Städtchen Piperno, Maenza, Roccagorga und Roccasecca schimmerten in röthlicher Dämmerung, und nur die fernen Schneegipfel des lapinischen Gebirgsstockes, überragt von der schroffen Pyramide des Monte Cacume, glänzten noch im vollen Sonnenlichte. Tief drunten, wo der Amaseno durch den Engpaß schäumte, sah man den Klosterthurm von Fossanuova sich aus schwärzlichem Grün erheben. Leise und bald verklingend, bald stärker vom Winde getragen, hallte das Ave Maria in den Schluchten wieder.

Mit der hereinbrechenden Nacht vermehrte sich die Besorgniß der Gefangenen. Wilder und wilder wurden die Schluchten, immer gespenstischer ragten die Felszacken, um die sich mühsam der Weg wand. Wohin ging es? Lydia wagte nicht mehr, die Männer zu fragen, die, in ihre Mäntel gehüllt, schweigend und wachsam folgten. Der Schrei eines Nachtvogels dicht über ihrem Haupte erschreckte sie und ließ die Oede noch öder erscheinen. Düster wie der nächtliche Pfad war der Gedankengang der Gefangenen.



Maria Feodorowna, Kaiserin von Rußland. (S. 331)

Endlich erschienen helle Streifen an den Berggipfeln. Der Mond ging auf und sandte einen dämmernden Widerschein auch auf den Weg an der Thalwand. Jetzt bog der Zug um eine Felsenkante und ein wunderlicher Anblick bot sich dar: zwischen den Wänden des jäh endenden Thales eingeklemmt, erhob sich ein Bergkegel wie ein riesiger Zuckerhut, auf dessen Spitze und schroffen Wänden sich Häuserchen wie Vogelnester zusammen drängten. Silbergrau glänzte im Mondlicht das Gestein des Berges, von welchem die Bauten sich kaum unterscheiden ließen. Das Ganze hätte man für ein phantastisches Naturspiel gehalten, wenn nicht hie und da ein aufblitzendes Lichtchen ein Zeugniß von menschlichem Leben in dem regellosen Gemäuer gegeben hätte.

Vom Fuße des Kegels an führte der Pfad in steileren Windungen empor. Oben durchschritten die Ankommenden ein dreifaches, verfallenes, mit Schießscharten gespicktes Thor. Die Gasse war finster und so eng, daß zwei Menschen kaum neben einander gehen konnten. Jeder der Männer nahm einen Esel beim Zaum und zog ihn über holperiges Pflaster, über Treppenpassagen und durch Tunnels bergan. In der Todtenstille des Ortes hörte man nur das Klappern der Eselshufe und das Fluchen der Führer, die selber nur mit Mühe sich durch das Labyrinth fanden. Endlich hielten sie vor einem Hause, das ebenso schwarz und verdächtig aussah, wie die anderen. Auf wiederholtes Klopfen erschien ein in eine Wolldecke gehüllter Mann; beim flackernden Scheine eines Lämpchens erblickte Lydia ein martialisches Gesicht, die Stirn mit Leinwand verbunden, und einen Streifen geronnenen Blutes, der sich von der Schläfe herab bis in den dunklen Bart zog.

„Hier bringen wir ein Paar davon," lautete die lakonische Erklärung des Anführers.

Bald standen die Gefangenen in einem rauchgeschwärzten Raum, in dessen Ecke auf einer Steinstufe ein verkohlter Holzstamm glimmte. An der Wand hingen Waffen und Uniformstücke. Der Anführer ließ Stühle beirücken und lud mit Grandezza zum Sitzen ein.

„Geben Sie nochmals Ihre Namen an!" sprach er mit scharfem Blick auf die Gefangenen.

Lydia antwortete statt des Vaters: „Sie haben unsere Pässe; vor Allem aber wünschen wir den Grund unserer Verhaftung zu erfahren."

„Ich habe nichts weiter zu erklären, als was ich dem Herrn schon sagte: Sie sind im Verdacht, der Internationale anzugehören."

„Der Internationale?"

„Ja, und wenn ich nicht irre, mein Fräulein, sind Sie eine russische Nihilistin, deren Signalement ich habe."

Lydia's Lippen hoben sich verächtlich. „Sie müssen auf unseren Pässen gesehen haben, daß wir Deutsche sind."

„O, die Pässe, zumal die ausländischen, sind nicht immer zuverlässig. Für ihre Fälschung gibt es Fabriken, die wir recht wohl kennen, und Sie, mein Fräulein, vielleicht besser noch als wir."

Lydia sah in diesen Worten nichts als Böswilligkeit. Ohne die Insinuation zu beantworten, fragte sie: „Und wo sind wir?"

„In Sonnino."

„In Sonnino, dem berüchtigten Räuberneste? Und Sie wagen es noch, sich für Gendarmen auszugeben?" rief Lydia, erregt aufspringend. Der Professor, der von dem Gespräch nur wenig verstanden hatte, erklärte, als er von Sonnino hörte, den Italienern auf's Neue, daß sie ladri, birbanti, briganti und furbi seien.

Der Anführer wandte sich achselzuckend von dem Alten ab, streichelte seinen gewaltigen Schnauzbart à la Vittorio Emmanuele und sprach in überlegenem Tone: „Sie täuschen sich, Signorina. Wir müssen zwar bei unseren Streifzügen durch die Sümpfe, wo man unsere Uniform aus weiter Entfernung erkennen und fliehen würde, bürgerliche Kleidung tragen, doch sind wir königliche Carabinieri; und wenn Sie meinem Patent nicht glauben, so sehen Sie hier unsere Uniformen. Noch eins: ich muß Sie ersuchen, mir Ihr Geld in Verwahrung zu geben. Der Procuratore wird es Ihnen zurück erstatten, sobald Sie auf freien Fuß gesetzt, respektive über die Grenze spedirt sind."

Trotz allen Protestirens mußten die Gefangenen die Beutel hergeben; selbst eine bedeutende Summe in Banknoten, die der Professor im Rockfutter eingenäht trug und durch unvorsichtiges Tasten verrieth, wurde ausgetrennt und abgenommen. Dafür gab der Italiener einen abgestempelten Empfangsschein, den der Professor im Zorne fast zerrissen hätte, wenn nicht Lydia besonnen eingeschritten wäre. Doch auch sie glaubte im Grunde nicht an die Versicherungen des Italieners und hielt dessen Erklärung für eine infame Komödie.

Die Nacht verging unter ängstlichen Sorgen. Lydia zwar, die ein kleines Gemach neben dem ihres Vaters für sich allein erhalten hatte, fiel gegen Morgen in einen tiefen Schlummer, der ihre jugendlichen Kräfte wohlthätig erneuerte. Doch der Professor blieb bis zum anderen Tage wachend und angekleidet auf seinem Bette sitzen. Die pochenden Schläfe drückte er in die Hände und hing verzweifelt seiner Trübsal nach. Er war beraubt — davon ließ er sich nicht abbringen. Und wer weiß, welches Lösegeld die Briganten noch fordern würden? Der Unglückliche, der sein Vermögen Pfennig für Pfennig mit saurer Arbeit erworben hatte, hing mit Zähigkeit an jedem Stücke seiner Habe. Sollte er nun ruinirt den Kampf um's Dasein, das Ringen um's tägliche Brod von Neuem beginnen — jetzt in seinem Greisenalter? Und seine Tochter? Ein dumpfer Groll gegen sich selbst erfaßte ihn bei dem Gedanken, daß er ihr Unglück selbst verschuldet habe. Heftiger umklammerte er seine Stirne, toller und toller pochte das Blut in seinen Schläfen. Wie im Fieber schaute er schreckliche Bilder der Zukunft.

Und zu seinen Hallucinationen stimmte das melancholische Konzert der schnarchenden Stubengenossen.

Es war eine Nacht, die dem Professor qualvoller schien, als das erschütterndste Bild aus Dante's „Inferno".

4.

Der neue Tag brachte den Gefangenen neuen Muth und neue Zuversicht. Sonderbar, wie doch in der Morgensonne Alles so verändert, so viel vertrauenerweckender aussah, als in der Nacht! Lydia lachte jetzt darüber, daß sie den Carabinieriposten, dessen Schild mit dem grünweiß-rothen Wappen sie jetzt wohl erkannte, für eine Räuberhöhle hatte halten können. Aus dem Fenster übersah sie eine großartige Gebirgslandschaft, die in der Ferne von den Ortschaften auf den Hügeln des Amasenothales belebt und von dem mächtigen Kegel des beschneiten Monte Cacume abgeschlossen wurde. Blickte sie in die Tiefe, so wähnte sie sich in einem Adlerhorste. Winzig wie Ameisen zogen in der Thalsohle einige Reiter hin. Fast senkrecht stürzte von dem Fenster aus Gemäuer und Felsen wohl über hundert Fuß tief ab; drunten in engen Treppengassen zogen Weiber mit Hacken und Regenschirmen, begleitet von halsbandgeschmückten, schwarzen Schweinchen, den Hausfreunden der Gebirgsbewohner, zur Arbeit in die Olivenhaine. Das alles machte einen freundlichen und beruhigenden Eindruck.

Selbst der Gendarm mit dem verbundenen Kopfe sah bei Tageslicht betrachtet solid und menschlich aus. Er war allein, denn seine zwei Kameraden hatten sich vor dem Morgengrauen schon wieder nach den Sümpfen aufgemacht. An ihn wendete sich Lydia, um das Mißverständniß aufzuklären. Er antwortete höflich, verweigerte aber nähere Auskunft und schlug auch Lydia's Bitte, einen Gang durch den Ort machen zu dürfen, rundweg ab. In der Frühe war der Sindaco (Ortsvorsteher) dagewesen und hatte nach Prüfung der deutschen Papiere die vorläufige Haft gebilligt, bis aus Terracina, wohin sofort Rapport erstattet worden war, Nachricht käme.

Was sollte Lydia unternehmen? Sie sann darüber nach und hörte nur mit halbem Ohr den Erzählungen des Carabiniere zu, der in der Zimmerecke das Feuer schürend — denn schneidend blies der Morgenwind von den Bergen her — sich in allerlei Geplauder erging. Er sprach von Sonnino und dessen Bevölkerung.

„Der Ort ist doch als Räubernest bekannt," warf Lydia zerstreut dazwischen.

„O früher wohl; wir Piemontesen aber haben den Leuten das Handwerk gelegt."

„Ah, Sie sind aus Piemont?"

„Ja und liegen hier seit 1870. Corpo di Bacco! Bevor wir gründlich aufräumten, hat's blutige Köpfe gesetzt. Noch jetzt gibt's manchmal Arbeit und unser Posten ist daher der stärkste in der Umgegend. Für gewöhnlich sind wir auch mehr als drei Carabinieri. Heuer können wir uns nicht beklagen, weil die Olivenernte gut ausgefallen ist. Dieses Glück aber kommt nur alle vier Jahre vor und in den drei andern" — er machte die Geberde des Halsabschneidens und deutete mit dem Daumen nach der Gegend der Sümpfe — „da sind wir unserer sechs nicht zu viel."

„Im Anfang also ging es heiß her?"

„Ob es heiß herging! Ei, Fräulein, sehen Sie doch die Stühle an, auf denen Sie und Ihr Vater sitzen." Er deutete auf die beiden rohgezimmerten Lehnstühle, die, den zur Seite eingefügten, jetzt abgesägten Stangen nach zu urtheilen, früher zum Tragen eingerichtet waren. „Um Exempel zu statuiren, ließ man Briganten hier vor dem Orte in der Schlucht erschießen. Zwei Kompagnien Infanterie wurden dazu kommandirt; auf diese Stühle band man die Delinquenten und trug sie durch die Gassen hinaus auf den Richtplatz. Das hat den Leuten Respekt gemacht! Noch heute betreten sie die Wachtstube nicht, ohne sich vor unserem Mobiliar zu bekreuzen." Der Piemontese klopfte seine Pfeife aus und lachte, wie Cooper's Lederstrumpf, still in sich hinein.

Lydia war aufgesprungen und betrachtete entsetzt die Kugelspuren und verwaschenen Blutflecken ihres Sessels. Unruhig ging sie im Zimmer auf und ab und fragte dann: „Ihre Wunde verdanken Sie wohl auch einem Briganten?"

„O nein, nur meinem Freunde, dem Oelmüller. Der Tölpel sieht nicht, wo er hinsticht. Zankt sich der Kerl beim Moraspiel um ein paar Soldi — die Köpfe erhitzen sich — ich springe dazwischen und bekomme den Stich." Der Carabiniere sagte das so ruhig, als wenn es sich von selbst verstände.

Lydia hatte genug von der Unterhaltung. Ihre Blicke hingen längst mit Besorgniß an ihrem Vater, der den ganzen Morgen sich auffallend stille gezeigt hatte und auch jetzt gleichgiltig auf einem der verrufenen Lehnstühle sitzend die Füße dem Feuer zustreckte. Sie hatte ihm Vorschläge zur Wiedererlangung der Freiheit gemacht; er hatte sie ruhig ausreden lassen und nur mit kargem Ja oder Nein geantwortet. Sie gedachte zuerst an die deutsche Botschaft nach Rom zu telegraphiren; doch ein Telegraph war im Orte nicht vorhanden. Das einzige Mittel blieb ein Brief; doch die Botenfrau, die den Postdienst zwischen Sonnino und Piperno besorgte, war am frühen Morgen schon fortgegangen. Auch ließ sich bei der Langsamkeit der italienischen Post keine Antwort vor Ablauf einer Woche erwarten.

Rathlos sann Lydia hin und her. Ihr Vater klagte zwar nicht, doch je aufmerksamer sie ihn betrachtete, um so besorgter wurde sie. Sie glaubte wahrzunehmen, daß über Nacht seine Züge eingefallen, seine Augen ermattet waren. Mochten Strapazen, Aufregung und Schlaflosigkeit dies auch zum Theil erklären, so gab doch seine dumpfe Resignation Grund zu ernster Besorgniß.

Lydia fragte nach einem Arzt; der nächste wohnte vier Stunden weit in Piperno. Botendienste waren nicht gleich zu erlangen. Cäsar, der selbst als Gefangener galt und die Gelegenheit benutzte, um einmal gründlich auszuschlafen, durfte nicht fortgeschickt werden. Zum mindesten wollte der Gendarm die Rückkehr seines Brigadiere abwarten. So verging die Zeit und Lydia's Angst stieg von Stunde zu Stunde.

Still weinend stand das Mädchen am Fenster, als um Mittag eine Frau in der malerischen Gebirgstracht eintrat und fragte, ob sie das Essen serviren solle. Es war die Wirthin aus der benachbarten Osteria, ein schlankes Weib mit stolzer Haltung und kräftigen, edlen Zügen. Das olivengrüne Kopftuch mit den rothen Fransen lag vorne viereckig auf dem krausen, schwarzen Haar, während es im Nacken über die schweren ebenholzschwarzen, mit goldenem Pfeil durchstochenen Zöpfe lang herabfiel. Das schwarze, rothgestickte Mieder trug eine Tunika, die über dem rothen Rocke geschmackvoll gerafft war. Die mit Riemen befestigten Sandalen aus Büffelfell vervollständigten die Tracht, die

mit prächtiger Grandezza getragen, dem Weibe vortrefflich stand. Lydia blickte erstaunt auf die Wirthin; so viele Italienerinnen sie schon gesehen hatte, entsann sie sich doch nicht einer so schönen und noblen Erscheinung. Auch die Wirthin sah aufmerksam auf Lydia, und der Stolz, den sie beim Eintreten dem Carabiniere gegenüber gezeigt hatte, wich einem freundlichen Ausdrucke.

„Poverina!“ sagte sie mit sanfter Theilnahme, auf Lydia zutretend und deren Hand ergreifend; „armes Mädchen, bist Du hier wie ein gefangenes Vögelchen?“

Lydia fühlte sich in ihrem Kummer wohlthuend berührt; sie lächelte mit Thränen in den Augen. Die Sonninesin fuhr fort: „Im Herzen thust Du mir leid, denn Du bist unschuldig, das sehe ich Dir an. Und diese Kerle, die meinen armen Bruder erschossen, haben auch Dich unglücklich gemacht.“ Sie streichelte Lydia's Hand und Wangen. „Wie schön Du bist!“ setzte sie in naiver Bewunderung hinzu.

Die Huldigung kam so ungeheuchelt, die Theilnahme mit so rührender Einfachheit zum Ausdruck, daß Lydia unwillkürlich Sympathie für die Wirthin empfand. Sie dankte, indem auch sie das im Gebirge übliche „Du“ in der Anrede gebrauchte, und die Sonninesin war so erfreut über die freundliche Antwort, daß sie nach kurzem Geplauder ausrief: „Schau, es ist so traurig für Dich armes Kind, allein unter Männern zu speisen. Wenn Dir's recht ist, rufe ich meine Tochter Caterina und wir Beide speisen mit Euch.“ Ohne nur die Antwort abzuwarten, eilte sie zur Thüre hinaus und kehrte bald mit einem etwa sechzehnjährigen Mädchen zurück, das ähnlich wie sie pittoresk gekleidet war.

„So, nun speist sich's lustiger,“ meinte sie befriedigt, als sie den Tisch gedeckt und die Gäste zum Sitzen eingeladen hatte. „Wie schön sie ist!“ flüsterte sie nochmals bewundernd ihrem Töchterlein zu, das neben Lydia Platz nahm.

War Lydia wirklich schöner, als die Sonninesinnen? Wohl nicht; doch ihr Reiz war zarter, einschmeichelnder, ihr Auge geistreicher, ihre Bewegungen eleganter als die der Gebirgsbewohnerinnen, die andererseits in herber Linienschönheit, großen, junonischen Augen und naiver Grazie Vorzüge vor dem deutschen Mädchen besaßen.

Die Drei, die so überraschend schnell Freundschaft geschlossen hatten, führten allein das Tischgespräch. Der Carabiniere zwar warf manchmal der Wirthin, die als reiche Wittwe viel umfreit war und die er wohl selber gern zum Altar geführt hätte, einen Scherz hin, doch darauf erfolgten kurze Abfertigungen. Um Lydia dagegen und um den Professor bemühten sich die Sonninesinnen mit herzgewinnender Freundlichkeit. Die Wirthin versprach sogar, sofort einen Boten zum Arzt nach Piperno zu senden.

Der Sonnineser Küche geschah, so vortrefflich sie war, geringe Ehre. Nur der Carabiniere speiste für die ganze Gesellschaft und erregte den geheimen Neid des Professors, der stumm und appetitlos die Krammetsvögel, Spargel-Omeletten, den Salat und die Früchte zurückschob. Die Gesellschaft saß eben beim Kaffee, als die Thüre aufgestoßen wurde und der Brigadiere eintrat.

„Wir bringen noch zwei von der Bande,“ rief er dem Kameraden zu; „einen Alten und einen Jungen. Sie saßen in der Mäusefalle — Du weißt ja, in dem römischen Grabgewölbe, wo die Flüchtlinge gern übernachten und wir schon so manchen fingen. Sie leisteten keinen Widerstand, denn der Wirth von Posta di Mesa klärte sie über unseren Charakter auf. Sie mietheten einen Karren und fuhren bis unten an den Berg mit uns. Morgen früh,“ setzte er, an den Carabiniere herantretend, leise hinzu, „bringen wir sie Alle nach Terracina. Sanguinaccio di Dio! Jetzt endlich werde ich doch für meine Verdienste dekorirt werden. Zwei solche Fänge an zwei Tagen hinter einander!“

Die Thüre that sich abermals auf und herein traten, von dem dritten Gendarm begleitet — der Schulrath und Aurelianus.

* * *

Die Carabinieri bewohnten, wie schon erwähnt, ein altes, von Epheu umranktes Gemäuer, das wie ein Schwalbennest an dem steilsten Theile des Berges angeklebt war. Aus einem triefenden, schmutzigen Tunnel, der eine fast horizontale Gasse überwölbte, trat man in die Hausflur, aus welcher eine Art von Hühnerleiter in die oberen Kammern führte. Zu ebener Erde nahm, der Hausthüre gegenüber, die Wachtstube die ganze Breite des Gebäudes ein, hatte rechts eine Feuerecke und öffnete sich links auf eine schwindelnd steile Treppenpassage von einigen hundert geborstenen Stufen. Hinter diesem düsteren Zimmer lagen dem Thale zu die Schlafstube, wo der Professor die Nacht verbracht hatte, und Lydia's Kammer, die jedoch keinen eigenen Eingang von dem vorderen Raume aus hatte.

In der Wachtstube saßen, als die Nacht wieder hereinbrach, die Carabinieri bei einigen Bottiglien dunklen Weines und spielten Karten. Der Schulrath und der Professor lehnten mit tragischer Würde einander gegenüber in Räuberstühlen und wärmten sich am Feuer. Sie hatten trotz des gemeinsamen Schicksals noch kein Wort gewechselt. Lydia und Aurelianus standen am Fenster des Schlafzimmers und blickten auf die mondbeglänzte Landschaft hinaus. Im Thale zogen Nebel wie weiße Gespenster hin, umtanzten die Felszacken, wirbelten durch einander und hoben hie und da ihre Häupter empor in das silberne Mondlicht. Lydia fühlte einen leichten Schauer; mit beiden Händen ergriff sie die Rechte des Geliebten.

„Jetzt gilt es den Kampf um's Glück,“ sprach sie mit bewegter, leiser Stimme. „Wer weiß, ob unsere Gefangenschaft uns nicht zum Segen wird?“

„O, für mich ist sie schon das größte Glück,“ rief Aurelianus, der Lydia's kleine Hände an die Lippen zog und mit Küssen bedeckte. „Lebten wir im Alterthum, so würde ich die Carabinieri für verwandelte Liebesgötter halten.“

„So leicht kann ich die Sache nicht nehmen,“ meinte Lydia kopfschüttelnd. „Wissen Sie nicht, welche Gefahren uns drohen?“

„Einige Tage des Zusammenseins, bis das Mißverständniß gelöst ist.“

„Nein, ich habe schwerere Sorgen —“

„Lydia,“ sagte Aurelian und zog das Mädchen zu sich heran, „Alles, was in meinen Kräften steht, will ich zur Erleichterung Ihrer Lage aufwenden. Vertrauen Sie mir!“

Sie machte sich sanft aus seiner Umarmung los. „Ja, auf Sie muß ich vertrauen,“ sprach sie und blickte ihm prüfend in die Augen, „Ihnen fällt jetzt die Aufgabe zu, unser Glück zu erringen.“

„Sie sollen sehen, daß ich es will. O, ich bin nicht mehr der armselige Bücherwurm, wie früher! Aber wie, Lydia, wie kann ich jetzt helfen? Für den Augenblick ist nichts zu thun, als den Erfolg unseres Briefes abzuwarten.“

„Und doch —“ rief Lydia, hielt aber inne, als fürchtete sie, sich zu verrathen.

„Sie haben einen Plan?“

„Was sollte ich vorhaben?“

„Lydia, Sie verheimlichen mir etwas.“

Sie schwieg; doch auf Aurelian's Andrängen schlang sie mit stürmisch bebender Brust ihren Arm um seinen Nacken. „Ihnen vertraue ich meinen Vater, meinen armen Vater! Sorgen Sie für ihn!“ Dann riß sie sich los und eilte zurück in die Wachtstube, wo die Wirthin inzwischen eingetreten war. Mit dieser zog sie sich, nachdem sie ihren Vater zärtlich umarmt hatte, in ihre Kammer zurück.

Aurelianus blieb überrascht und betäubt am Fenster und grübelte noch lange in den Geistersabbath der Thalnebel hinabblickend, über Lydia's räthselhafte Worte.

5.

In dem Schlafzimmer, das diesmal für die Gefangenen eingeräumt war, verbrachte der Professor wieder eine schreckliche Nacht. Trotzdem er über sein und seiner Tochter Schicksal ziemlich beruhigt sein konnte, fühlte er namenlose Beängstigung. Centnerschwer lastete es auf seiner Stirn und wüste Traumgebilde peinigten ihn, selbst wenn er seine Augen, in denen er einen bohrenden Schmerz empfand, geöffnet hielt. Gegen Morgen liefen ihm kalte Schauer vom Nacken aus über Rücken und Glieder; vor Frost erstarrt kroch er unter der Decke zusammen und zitterte so heftig, daß die Eisenbettstelle klirrte und der Schulrath, im Morgenschlummer gestört, sich umwandte und unwillig brummte; der Gymnasiarch träumte, daß seine Tertianer es wieder einmal mit ihrem Opferlamm, dem französischen Lehrer, vorhätten und muthwillig auf dem eisernen Klassenofenschirme trommelten.

Der arme Professor wußte seiner Angst kein Ende; mit erstickender Stimme rief er: „Lydia! Lydia!“ und klopfte an die Kammerwand. Lydia antwortete nicht; doch Aurelian sprang auf und fragte theilnehmend nach dem Begehr des Kranken. Dieser blickte ihn aus dunkelumränderten Augen verwundert an und bat um wärmere Decken und um etwas zu trinken, denn die Zunge klebe ihm am Gaumen; vor Allem solle Lydia kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Feodorowna, Kaiserin von Rußland.

(Mit Porträt auf Seite 329.)

Die Gemahlin Alexander's III., die Kaiserin Maria Feodorowna, deren Porträt unsere Leser auf S. 329 finden, ist am 26. November 1847 als Tochter des Königs Christian IX. und der Königin Luise von Dänemark geboren und führte vor ihrer Verheirathung die Namen Maria Sophie Friederike Dagmar. Die ebenso anmuthige als geistreiche Prinzessin verlobte sich 1864 mit dem russischen Thronfolger Nikolaus, dem ältesten Sohne Kaiser Alexander's II., der aber bereits im April 1865 einem Lungenleiden erlag. Ihm folgte als Zarewitsch sein Bruder Alexander, der jetzige Kaiser, welcher dann nach Ablauf der Trauerzeit, dem ausgesprochenen Wunsche des Verstorbenen gemäß und der am russischen Hofe herrschenden Sitte folgend, sich mit der hinterlassenen Braut verlobte. Die Hochzeit erfolgte am 9. November 1866, nachdem Prinzessin Dagmar die Namen Maria Feodorowna angenommen hatte. Das junge Paar lebte in stiller Zurückgezogenheit und führte ein musterhaftes Familienleben in dem Anitschkoff-Palais, der Residenz des Thronfolgers, bis nach der bekannten Katastrophe vom 13. März 1881 der Großfürst-Thronfolger als Zar Alexander III. den durch Meuchelmord erledigten Thron seiner Väter bestieg. Der Ehe des Kaiserpaares sind bisher fünf Kinder entsprossen: Großfürst-Thronfolger Nikolaus (geb. den 18. Mai 1868), Großfürst Georg (geb. den 9. Mai 1871), Großfürstin Xenia (geb. den 6. April 1875), Großfürst Michael (geb. den 5. Dezember 1878) und Großfürstin Olga (geb. den 13. Juni 1882). Die Kaiserin Maria Feodorowna ist eine vornehme, anmuthige Erscheinung, von echt nordischem Typus; ihre hohe, schlanke Gestalt ist von vollendeten Formen, und das von tiefblondem Haar umrahmte Antlitz trägt den Ausdruck großer Herzensgüte, aber auch scharfen Verstandes und hoher geistiger Bildung.

Die Sonne als Triebkraft für eine Buchdruckerpresse.

(Mit Abbildung.)

Der Gedanke, sogenannte Sonnenmaschinen zu konstruiren, mittelst deren sich die von der Sonne gespendete Wärme direkt in mechanische Arbeit umwandeln läßt, ist schon alt, aber erst in neuerer Zeit durch sinnreiche Konstruktionen in praktisch brauchbarer Weise verwirklicht worden. Unsere Abbildung zeigt uns eine in Paris ausgestellt gewesene Sonnenmaschine von Mouchot in Tours, mit der z. B. bei einem der französischen Jugend im Tuileriengarten gegebenen Feste ein sofort zur Vertheilung gelangendes Journal in vielen tausend Exemplaren gedruckt wurde. Die dabei benutzte Buchdruckerpresse war eine gewöhnliche und wurde durch die unweit derselben aufgestellte große Sonnenmaschine (auch einige kleinere Modelle waren zu sehen) in Bewegung gesetzt. Die Maschine besteht aus einem Reflektor aus Silberblech von $3\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser, welcher die Sonnenstrahlen auffängt und auf die geschwärzte Oberfläche eines im Fokus des Reflektors angebrachten und mit einer Glasglocke überdeckten Dampfkessels konzentrirt. Das in letzterem befindliche Wasser wird nun durch die von dem geschilderten, in der Sonne aufgestellten Apparate fast völlig absorbirte Strahlung zum Sieden gebracht, wobei bald ein Druck von 4 bis 5 Atmosphären erreicht wird. Der hier erzeugte Dampf wird alsdann in den Pumpenstiefel eines kleinen Motors geleitet, wo er einen Kolben in Bewegung setzt und dadurch ein Rad dreht, dessen Bewegung in dem auf unserer Illustration dargestellten Falle durch eine Transmission auf die Buchdruckerpresse übertragen wurde. Von praktischer Bedeutung sind solche Sonnenmaschinen namentlich in den Tropengegenden, wo sie, da die Sonne dort ja den größten Theil des Jahres hindurch scheint, regelmäßig zum Heben von Wasser u. s. w. angewendet werden können; der oben geschilderte interessante Versuch hat aber gezeigt, daß sie auch unter dem kälteren Himmel von Europa mit Erfolg an sonnigen Tagen zu funktioniren vermögen.

Das Meisterstück.

Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **R. Trenkhorst.**

1. (Nachdruck verboten.)

Ja, ja, Geld macht nicht glücklich! Das ist schon wahr, aber wer weiß es nicht aus



Der Druck eines Journals mit Hilfe einer durch Sonnenstrahlen in Bewegung gesetzten Presse.

Erfahrung, daß, wenn es in einem neugegründeten Heim fehlt, das junge Glück der Liebe vor dem Gorgonenhaupt der Noth und Sorge gar bald zu Tode erstarrt! Zu verdenken war es daher dem Webermeister, Bürger und Hausbesitzer Hans Georg Wambach, einem der wohlhabendsten Männer des kleinen Fleckens Steinhude in der Grafschaft Schaumburg-Lippe, nicht, wenn er ungefähr dieselbe Ansicht eben seiner Frau beim Abendtisch auseinandergesetzt hatte.

Diese schien indessen gar nicht einverstanden mit den Worten Meister Wambach's zu sein, aber die Gegenwart ihres Dortchen's, die von fünf Kindern allein am Leben geblieben war, hielt sie vom Widerspruch ab, der Hausherr mußte, so wollte es die gute Sitte, in Gegenwart der Kinder stets Recht haben. Während die siebenzehnjährige Jungfrau, ein hübsches, schlankes Mädchen, blauäugig und blondzöpfig, wie die Mutter einst auch gewesen war, den Tisch abräumte und in die Küche hinausging, holte Frau Wilhelmine ihr Spinnrad vom Fenstertritt und stellte es neben ihren Stuhl. Dann trat sie leise auf ihren lieben Hangörg zu, der im Lehnstuhl sitzend nachdenklich eine Wolke nach der anderen aus dem braunen Maserkopf blies, legte zutraulich die Arme um seinen Nacken und sagte: „Nicht so, mein Alterchen, Du thust Unrecht, auf den schnöden Mammon so viel Werth zu legen, Geld allein macht die Menschen wirklich nicht glücklich! So hast Du auch ehedem gedacht, als Du als Webergesell nach Steinhude kamst und um des reichen Müller-Peter's Tochter warbst, die nun Deine Frau ist. Nicht wahr, Da hast Du auch gesagt: ‚Nichts da, Geld allein macht nicht glücklich!‘“

„Freilich, freilich habe ich so gedacht,“ nickte der Alte, „aber Dein Vater war ein verständiger Mann und klüger als ich; weißt Du auch, was mir der Müller-Peter, Gott habe ihn selig! sagte, als ich mit meiner Werbung zu ihm kam? ‚Hangörg,‘ sagte er, ‚ich habe bisher von Seinem Meister über Ihn nur Gutes gehört, aber das beweist noch nicht, daß Er im Stande ist, eine Frau zu ernähren. Wenn Er meint, daß der Müller-Peter Ihm zum Meisterwerden nur einen rothen Heller gibt, so täuscht Er sich! Selbst ist der Mann! Erst spare Er sich das Geld zum Meisterwerden,

Humoristisches.

Die Progressionen des Klatsches.

Von **Max Scholtz.**



Rentier Plapperwitz: Guten Morgen, Lieutnantchen, wohin so eilig?
Lieutenant Harmlos: Ah, guten Morgen, ich muß schnell zu meinem Bräutchen, habe sie gestern unversehens, beim Anstecken einer Rose, mit einer Stecknadel an der Achsel geritzt; ist zwar weiter nichts dabei, habe aber dadurch wenigstens Grund, mich gleich Morgens nach ihrem Befinden zu erkundigen. Adjes, adjes!



Plapperwitz: Ah, schönen guten Morgen, Frau Wunderlich, auch schon so früh auf! Wissen Sie schon, der Lieutenant Harmlos hat gestern Abend, wie er mir eben ganz aufgeregt mitgetheilt, seiner Braut, Fräulein Ernestine Goldreich, aus Tändelei mit einer Stecknadel eine gefährliche Wunde am Halse beigebracht; er ging eben hin, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, das arme Kind soll recht bedenklich darnieder liegen.
Frau Wunderlich: Ach du meine Güte, das arme Wesen!



Frau Wunderlich: Guten Morgen, Bäschen, hast Du schon gehört von Tinchen Goldreich?
Base Scharfmund: Nein Kind, was ist mit ihr?
Frau Wunderlich: Ach Gott, eben erzählt mir der alte Plapperwitz, daß Lieutenant Harmlos seine Braut mit einem Federmesser lebensgefährlich am Halse verwundet hat; man munkelt aus Eifersucht!
Base Scharfmund: Um's Himmels willen, das ist ja entsetzlich!



Base Scharfmund: Guten Morgen, Kinder! Hört blos das Neueste, was sich gestern Nacht bei Goldreichs zugetragen hat?
Nichten Neumeiers: Was? Bei Goldreichs? Erzähle, erzähle!
Base Scharfmund: Ja, denkt Euch, Lieutenant Harmlos hat seiner Braut, unserem guten Tinchen, mit einem Rasirmesser den Hals abgeschnitten, es ist keine Rettung mehr!
Nichten Neumeiers: Ach Gott, so ein Scheusal von einem Lieutenant, na der hat sich gewiß auch schon entleibt!



Fräulein Neumeiers: Ach, Frau Petzern, erschrecken Sie nicht, Tinchen Goldreich, Ihr Nichtchen!!! — — —
Frau Petzern: Ach herjeeses, was ist los? Mich rührt der Schlag!
Fräulein A. Neumeier: Ach, dieser Lieutenant Harmlos hat Tinchen gestern Nacht um halb zwölf Uhr ermordet!!
Fräulein B. Neumeier: Mit seinem Säbel erstochen!!
Fräulein C. Neumeier: Und sich dann selbst eine Kugel durch den Kopf gejagt!!!
Frau Petzern: Meinen Hut, meinen Mantel, wir müssen hin!!!



Unterdessen sitzt Harmlos mit seinem Bräutchen schäkernd beisammen, und Beide wundern sich über den allmählig immer größer werdenden Menschenauflauf auf der Straße. Doch ihr Erstaunen wird noch vermehrt, als plötzlich die Thüre auffliegt und Tante Petzern mit den Fräulein Neumeiers hereinstürzen, betroffen stehen bleiben und schließlich ganz zaghaft dem erstaunten Paare zur Genesung gratuliren. Erst später löst sich das Räthsel zum Gaudium des glücklichen Brautpaares.

und bringt Er das in drei Jahren fertig, so soll Er mein Minchen haben; früher aber braucht Er nicht wiederzukommen. Nichts für ungut, aber damit basta!‘ Und das war ein Glück für mich, denn in den drei Jahren hab' ich gelernt, wie sauer das Geldverdienen und wie nothwendig Geld und Gut zum Leben ist. Nein, nein, Minchen, Geld allein macht zwei junge Eheleute nicht glücklich, Liebe und Bravheit gehören auch dazu, aber bei trockenem Brod hört die Zufriedenheit gar schnell auf. Dabei bleib' ich nun einmal, Alte!“

Damit stand Meister Hangörg auf, ließ sich von Dortchen, die eben bei den letzten Worten des Vaters wieder eingetreten war, den langen blauen Mantel mit dem großen Doppelkragen umhängen, stülpte den Hut auf und schritt mit einem freundlichen: „Gute Nacht, ich gehe noch ein Stündchen in's Lamm!“ zur Thüre hinaus.

Eine Weile hörte man in der einfachen Stube, welche die große Oellampe von schimmerndem Messing spärlich erleuchtete, nur das eintönige Schnurren der Spinnräder; der Frau Meisterin ging das Gespräch mit ihrem Gatten noch immer durch den Sinn, und Schön-Dortchen ließ schwermüthig den Kopf hängen.

„Dortchen,“ unterbrach endlich Frau Wilhelmine die Stille, „die Spinnstubenabende sind wohl nun zu Ende?“

„Wir wollten noch einige Wochen fortspinnen, Mutter,“ versetzte das junge Mädchen zögernd, „die Abende sind noch so lang, und wir haben auch so spät damit begonnen.“

„Nun, es wäre mir lieb, wenn es bald aufhörte,“ meinte die Mutter. „Du sollst nicht so viel mit dem Obergesellen, dem Hans, zusammenlaufen, es wird allerlei darüber geschwatzt, und so ein junges Ding, wie Du bist, brauchen die Basen noch nicht mit einem Manne zusammen zu sehen.“

Dortchen schlug beschämt die Augen nieder und schwieg. Sie hätte es der Mutter so gern anvertraut, was der Hans ihr neulich Abends beim Nachhauseweg von der Spinnstube gesagt, daß er zur Hochzeit seiner Meisterstochter als Brautbursch eingeladen sei und sie, Dortchen, zur Kirche und zum Tanz führen möchte. Als sie aber durch die Mutter von der wenig freundlichen Gesinnung ihres Vaters gegen Hans gehört hatte, wagte sie gar nicht mehr, darum zu bitten. Als sich Mutter und Tochter getrennt hatten, lag Dortchen noch lange halb sinnend, halb träumend in ihrem Kämmerchen und begriff es nicht, daß Vater und Mutter nicht wie sie dachten und nicht wie sie den schönen Hans lieb hatten; das arme Dortchen wußte es eben noch nicht aus Erfahrung, daß gar viele Liebende sich gleich ihr zu beklagen haben, und daß wohl kaum einer Erdentochter Liebster ihren Eltern ganz und vollkommen gefallen hat. Sie schlief endlich ein, und liebliche Träume gaukelten ihr die Erfüllung aller ihrer Wünsche vor.

Am anderen Morgen war Meister Wambach recht schlechter Laune; Frau Wilhelmine hatte das ihrem Alten gleich angemerkt, als er beim Morgentisch Dortchen schalt, daß sie die Grützsuppe habe anbrennen lassen. Als Dortchen weinend die Stube verlassen hatte, legte sich die Frau Meisterin in's Mittel und sagte: „Aber, lieber Hangörg, Du thust ja dem armen Mädchen Unrecht. Die Suppe ist gar nicht angebrannt, Du jedoch bist schlechter Laune, und da schmeckt Dir eben Alles nicht! Nun sag' 'mal offen, bist Du krank oder ist Dir sonst etwas Ungeschicktes begegnet?“

Der Meister hatte den Kopf in die Hand gestützt und erwiederte mürrisch: „Ei, zum Henker, soll Einem nicht die Galle überlaufen, wenn man im Wirthshaus hören muß, daß so ein Ding, wie die Dörte ist, schon eine Liebschaft hat! 's kommt aber Alles von dem ewigen Spinnstubenlaufen und der geringen Aufsicht, die Du über das Mädchen hältst!“

„So, so?“ nickte Frau Wilhelmine. „Also daher das Wetter, das bei Dir schon den ganzen Morgen im Anzuge war! Nun, und wer war es denn, der bei Dir gewagt hat, vom Dortchen Schlechtes zu reden? He, 's war wohl wieder der Jäger-Fritz, der vor Neid bersten möchte, weil ihn keine Dirne leiden mag?“

Der Alte fühlte den Vorwurf, der in den Worten seiner Frau lag, wohl heraus; es war ihm unangenehm, daß sie gleich den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, denn es war wirklich Fritz Neuhaus, der gräflich schaumburgische Förster von Altenhagen gewesen, der's ihm gesteckt hatte.

„Na, Minchen, aus den Fingern kann's sich der Förster auch nicht saugen!“ meinte der Meister. „Da Du's nun einmal weißt, na ja, der hat's mir gesagt, der ganze Flecken wüßt' es ja, daß unser Dortchen und der Obergesell Liebesleut' seien!“

„Die giftige Kröte!“ rief die Frau zornig. „Sein gottloser Mund wird ihm noch die Schandsteine oder den Pranger für seine Verleumdungen einbringen! Aber Du, Hangörg, läßt Dich von solch' einem Kerl aufhetzen? Was thut's so Großes, wenn der Obergesell, der im ganzen Flecken den besten Leumund hat, in allen Ehren unser Dortchen von der Spinnstube abholt und nach Hause geleitet? Hast Du das nicht als Bursch auch gethan und hast nichts Unrechtes darin gesehen?“

„Na, so hör' mich doch erst zu End', Frau!“ rief der Meister ärgerlich, „ich hätt's ja ihm nimmer geglaubt, aber wie ich so bei meinem Spielchen sitze, kommt der Köhler, der Meister von Bühmann's Hans heran, und sagt: ‚Hör 'mal, Gevatter, über vier Wochen halte ich meinem Lieschen die Hochzeit, und mein Obergesell soll mit unter den Brautburschen gehen; ich hab' nun gedacht, da könntest Du mir die Freud' machen und Dein Dortchen, die ja unter den Brautjungfern ist, mit dem Hans, der sie gar gern mag, zur Kirche und zum Tanz gehen lassen!‘ Da war's mir doch gerad' bei seiner Red', als wenn mir einer einen Kübel kalt Wasser über den Rücken gösse, und doch konnt' ich ihm nicht grob antworten, um's nicht mit ihm zu verderben. Aber da hatt' ich den Beweis, daß die Sache mit der Liebschaft schon richtig wäre! — Nun,“ meinte der Alte nach einer Weile verwundert, „Du sagst ja gar nichts; findest wohl am Ende nichts dabei?“

„Wenn Du's wissen magst,“ versetzte Frau Wilhelmine ruhig, „nein, ich finde gar nichts dabei.“

Der Meister sprang entrüstet vom Stuhl auf. „Na, da soll mich doch Dieser und Jener — Du hältst es wohl gar noch für eine Ehre, daß der Herr Gesell sich vor allen Leuten um Deine Tochter bewirbt?“

„Aber was ereiferst Du Dich so, lieber Hangörg?“ sagte die behäbige Frau, ohne sich in ihrer Ruhe stören zu lassen, „eine Unehre ist's doch sicher nicht, wenn der bravste Bursch des Ortes unser Dortchen zum Tanz führt?“

„Ei, es schickt sich nicht, daß ein Gesell, der nichts ist und nichts hat, bei einer solchen Gelegenheit eine Bürgers- und Meisterstochter am Arme hat!“ rief der Meister heftig. „Dörte geht nicht zur Hochzeit, und damit basta!“

Damit schritt er zur Thüre hinaus, krachend fiel dieselbe hinter ihm in's Schloß. Die Frau Meisterin blickte ihrem unwirschen Eheherrn einen Augenblick schweigend nach, dann nahm sie ihr Spinnrad, netzte vorsichtig den Faden und — lächelte über ihren lieben „Tyrannen“. Frau Wilhelmine kannte ihren lieben Hangörg viel zu gut, als daß sie nicht in Liebe und Güte bei ihm Alles, was sie wollte, hätte durchsetzen können. Bei solcher Lage der Dinge kam es in der That dazu, daß zu Lieschen's Hochzeit doch Dortchen im vollen Putz und dem landesüblichen Bänderschmuck mit Hans zur Kirche und zum Tanze ging; dem Zureden seiner Ehehälfte hatte der Meister sich auf die Dauer nicht verschließen können und endlich die Erlaubniß dazu gegeben. Aber in der Hauptsache sollte der Alte doch Recht behalten, wenn er jede zu große Annäherung der beiden jungen Leute gefürchtet hatte, denn vierzehn Tage nach jener Festlichkeit erschien eines Sonntags nach der Kirche der Obergesell bei ihm, sagte es frank und frei heraus, daß Dortchen und er sich herzlich lieb hätten, und — hielt in aller Form um ihre Hand an.

Es hätte wenig gefehlt, so hätte der Meister den jungen Burschen zur Thüre hinaus geworfen; so aber wies er den unangenehmen Freier noch ziemlich ruhig, doch desto bestimmter ab. Im Innern der Familie dagegen ließ er seinem Ingrimm die vollen Zügel schießen; so stürmische Tage, wie in dieser Zeit sich über Frau Wilhelmine und ihrer schönen Tochter austobten, hatte man in dem sonst so stillen Hause Meister Hangörg's noch nicht erlebt. Der Alte ging von früh bis spät wetternd und fluchend treppauf, treppab, Schön-Dortchen schwamm in Thränen. Nur die Hausfrau behielt in den häuslichen Stürmen den Kopf oben, sie wußte ja, daß erst der Sturm bei ihrem Alten ausgetobt haben müßte, ehe ein gutes Wort auch einen guten Ort bei ihm finden würde.

Der erste Versuch freilich, für die beiden Liebenden bei Meister Hangörg zu sprechen, schlug ihr noch fehl, als aber eines Tages der alte, biedere Köhler kam und dem Gevatter ein tüchtiges Licht aufsteckte über die ganz außergewöhnliche Tüchtigkeit und die trefflichen Sitten seines Obergesellen, da begann auch Meister Wambach allmählig einzusehen, daß er im Grunde genommen gar keine Ursache habe, einer Verbindung seines Dortchen's mit Hans Bühmann so sehr entgegen zu sein, und daß es ein Unrecht gewesen, den Freier nur deshalb abzuweisen, weil ihm das Geld gefehlt. Und als Meister Köhler nach einigen Tagen wiederkam, um sich Bescheid zu holen, hatte Frau Wilhelmine ihren „Tyrannen“ schon so weit gezähmt, daß er meinte:

„Nun, Gevatter, ich hab' mir's überlegt, mag's denn drum sein! Euer Obergesell soll Dortchen haben, aber eins mach' ich mir dabei aus, er muß ein Meisterstück zum Losspruch vom Gewerk bringen, wie es noch Keiner unserer Lade vorgelegt hat; bis dahin aber bleibt der Verspruch zwischen uns!“

2.

Seit diesem Tage ging mit dem Obergesellen Hans Bühmann eine große Veränderung vor. War er ehedem an Sonn- und Festtagen der flotteste und lustigste aller jungen Burschen aus Steinhude und der Umgegend gewesen, so sah man ihn jetzt bei festlichen Gelegenheiten nicht mehr, dagegen aber stand er während seiner ganzen freien Zeit bis tief in die Nacht hinein eifrig beim Webstuhl, und Niemand durfte ihm zusehen, noch wissen, was er trieb.

So vergingen zwei Monate, und schon grünten Wald und Feld unter dem lockenden Strahl der Maisonne, als Hans eines Sonntags wieder im Kreise seiner ehemaligen Freunde und Kameraden erschien. Die jungen Burschen sprachen viel von dem kommenden Pfingstfeste, vom Pfingsttanze unter der Dorfmaie und von dem harten Gesetz, welches das Holen der Maibäume aus dem Walde bei strenger Strafe verbot.

„Da werden unsere Mädchen bitterböse Gesichter machen, wenn die gewohnte Maie am Pfingstmorgen vor dem Fenster fehlt!“ hieß es, nur Hans lachte in sich hinein und rief, er

wüßte doch ein Mädel, das eine Maie erhalten würde.

„So?“ meinte der Förster höhnisch, der auch dabei stand, „na, den Burschen wollte ich doch sehen, der aus meinem Reviere nur einen Zweig holte, beim Sankt Hubert, es sollte ihm gar übel bekommen!“

„Glaub's Euch wohl,“ erwiederte Hans finster, „daß Ihr's dem armen Burschen, wenn er Euch in die Hände fiele, gar gern entgelten lassen würdet, denn im Angeben seid Ihr wohl geübt!“

„Zähmt Eure lose Zunge, Obergesell, das will ich Euch nur rathen!“ fuhr der Rothhaarige auf. Und mit bitterem Hohne fügte er hinzu: „Na, man kann Euch Eure Wuth gar nicht übel nehmen; wenn ich vom hübschesten Mädel in Steinhude einen Korb bekommen hätte, so würde ich mich auch, wie Ihr, acht Wochen nicht sehen lassen!“

„Daß Dich die Pest hole, vermaledeiter Verleumder!“ schrie Hans vor Zorn knirschend auf. „Was hast Du hier in unserer Gesellschaft überhaupt zu suchen? Seht, Bursche,“ wandte er sich an die umstehenden jungen Leute, „der Rothe da ist's gewesen, der mich bei Meister Hangörg anzuschwärzen versucht hat!“

Ein unwilliges Murren lief durch den Kreis der Burschen, und als der rothe Förster überall finstere Blicke und drohende Geberden sah, schien es ihm räthlich, den Schauplatz so bald als möglich zu verlassen.

„Na, wer von Euch überflüssigen Muth hat, der versuche es nur einmal mit dem Maienholen, an mir soll's schon nicht fehlen,“ sagte er mit höhnischem Lächeln, hing die Büchse über die Schulter und schritt dem Walde zu.

„Und Dortchen Wambach erhält doch eine Maie!“ rief ihm Hans erregt nach, „da soll mich doch so ein jämmerlicher Kerl nicht davon abhalten!“

Und Hans hielt Wort; als der Pfingstabend kam, nahm er bei einem Heidorner Fischer einen Kahn und fuhr den See entlang bis dorthin, wo bei Altenhagen der Hagenburger Wald begann. Hans trieb den Kahn mit leichtem Ruderschlag unter eine mächtige Weide, die ihre Zweige bis in's glitzernde Wasser senkte, band ihn fest und stand mit einem Sprunge auf dem Lande. Der junge Bursch horchte, und als Alles um ihn still blieb, schritt er leise vorwärts, wo ihm die glänzend weiße Rinde junger Birkenstämme entgegen schimmerte. Eine derselben war mittelst der kurzen Handsäge bald gefällt, und schon wollte er den Stamm in das Boot ziehen, als er in der Nähe Geräusch vernahm; Hans schrak zusammen, blieb stehen und horchte. Er mußte sich verhört haben, denn er vernahm nichts Verdächtiges weiter. Schon lag die Birke im Boot und er selbst war im Begriff, ebenfalls hineinzuspringen, als sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. „Das ist wohl die Pfingstmaie für Dortchen?“ fragte dazu höhnisch eine Stimme; Hans schrak zusammen, als er jetzt hinter sich den rothen Fritz beim vollen Mondlicht erkannte, aber schnell faßte er sich; mit einem gewaltigen Ruck riß er sich los, daß der Förster einige Schritte zurückflog, über einen Ast stolperte und hinschlug. Im Nu war Hans im Boote und entfernte es mit kräftigem Ruderschlag vom Lande; erst als er schon in beträchtlicher Entfernung war, pfiff ihm eine Kugel nach, aber sie schlug unschädlich in's Wasser. Dortchen bekam ihre Maie, aber mit Schrecken und Angst erwartete der Bursch den anbrechenden Tag der Verantwortung, zu der er bald genug gezogen wurde, denn schon am anderen Morgen hatten die Steinhuder das Schauspiel, daß Meister Köhler's Obergesell von vier gräflichen Soldaten geschlossen nach Hagenburg transportirt wurde.

Hinterher hinkte der rothe Förster, der von seinem Falle ein lahmes Bein davon getragen hatte, und sorgte dafür, daß Jedermann es im Flecken bald genug wußte: Jener sei beim Maienholen abgefaßt worden und habe sich dabei an ihm, dem Förster, vergriffen. Und das war ein schweres Vergehen, denn das harte Forstgesetz vom Jahre 1741, wie es in Lippe, Waldeck und den umliegenden Ländern bestand, sagte ausdrücklich: „Wer sich an einem Jäger im Walde vergreift, der soll die Hand verlieren!“ *)

Dortchen schwamm in Thränen, die brave Hausfrau ging trostlos in der Stube auf und ab, und auch dem Meister Hangörg wollte weder Pfeife noch Prise schmecken, da er ebenso wenig Rath wußte; in dieser Stimmung traf der würdige Meister Köhler die Familie Wambach, der sogleich nach der Verhaftung seines Obergesellen zu ihnen geeilt war.

„Das ist eine gar schlimme Geschichte!“ seufzte der Alte kopfschüttelnd, als er sah, daß Meister Wambach von dem Geschehenen bereits unterrichtet war, „eine sehr schlimme Sache, aber unsere Zunft hat die Ehrenpflicht, Alles zu thun, um ihr bestes Glied von der Strafe zu retten. Du weißt's noch gar nicht, Hangörg, der Obergesell hat sein Meisterstück mir gestern übergeben, ein Werk, wie's im ganzen Lande noch nicht zu Stande gebracht worden ist! Weißt Du, was der Teufelskerl von einem Weber fertig gebracht hat? Ein Hemd ohne jede Naht hat er in den einsamen Abendstunden gewebt!

„Was hat er gewebt?“ fuhren die Mitglieder der Familie Wambach zu gleicher Zeit heraus, während der Alte das Bündel, welches er in der Hand trug, aufschnürte, „ein Hemd ohne Naht, ja, wie ist denn das möglich?“

„Ja, ja,“ lachte dieser, „sieh' her, Bruder, was Du für einen Schwiegersohn bekommst.“

Meister Wambach wußte nicht, was er sagen sollte vor Verwunderung, aber es war in der That so, wie Meister Köhler gesagt hatte; das Hemd, das da vor ihm auf dem Tisch lag, war ohne Naht, ganz und gar gewebt!

„Ja, Gevatter,“ sagte er endlich, nachdem er sich etwas von seinem Erstaunen erholt hatte, „Du hast Recht, Dein Obergesell hat meine Bedingung erfüllt, er hat sich seine Braut redlich verdient! Aber nun sag', wie ist dem Burschen zu helfen?“

„Ich habe es mir so gedacht,“ versetzte Köhler, „wir Meister von der Lade ziehen mit unseren Gewerkszeichen nach Hagenburg, um seine Begnadigung beim Grafen zu erwirken. Unser gnädiger Herr war ja stets ein reger Förderer der Gewerbe im Lande, er wird gegen das würdigste Glied der Steinhuder Weberinnung diesmal Gnade für Recht ergehen lassen. Bist Du derselben Meinung wie ich, so hole Rock und Hut und komm' mit nach der Herberge, wo schon die übrigen Meister warten.“

Daß sich Meister Wambach beeilte, dieser Aufforderung Folge zu leisten, brauchen wir unseren Lesern kaum zu berichten; Frau Wilhelmine holte den bändergeschmückten Gewerksstab, mit dem Webeschiffchen darauf, und Dortchen, der die Hoffnung die bleichen Wangen wieder geröthet hatte, half dem Vater den blauen Rock mit den silbernen Knöpfen anziehen. Eine Stunde darauf setzte sich der Zug des Weberwerks still nach Hagenburg in Bewegung.

3.

Graf Wilhelm Friedrich Ernst von Schaumburg-Lippe, der berühmte General-Feldmarschall und Erbauer des festen Wilhelmsstein mitten im Steinhuder Meere, hatte sich als Regent der Grafschaft Schaumburg, zu welcher der Flecken Steinhude gehörte, vom Beginn seiner Regierung im Jahre 1748 an die größte Mühe und Sorgfalt gegeben, um Handel und Gewerbe zu möglichst hoher Blüthe zu bringen. Er ging zu diesem Zwecke selbst in den Dörfern und Städten, namentlich in Steinhude, das seinem Residenzschlosse Hagenburg am nächsten lag, bei den Gewerbtreibenden umher, besuchte die Meister, ließ sich die Werkstätten und Einrichtungen zeigen und hatte für jeden Rath und jede Klage allzeit ein offenes Ohr. Namentlich war es die blühende Leinweberzunft, welcher der Graf seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, und der Altmeister Köhler war schon öfter von Steinhude nach Hagenburg befohlen worden, um über den Stand der Weberei im Lande Bericht zu erstatten.

Infolge dessen empfing er den Altmeister, den die Zunft zum Sprecher gewählt hatte, sehr freundlich, erkundigte sich leutselig nach seinem und der Seinigen Wohlergehen und hörte mit großer Aufmerksamkeit des Alten und der Zunft Anliegen an. Am Schlusse seines Vortrages legte Meister Köhler das Meisterstück seines Obergesellen vor und erläuterte mit einigen Worten auf Verlangen des Grafen die Schwierigkeit der Technik und den Kunstwerth einer solchen, bisher noch nie gesehenen Arbeit.

„Ei, das freut mich ja ungemein, daß der junge Mann eine solche Zierde der heimischen Industrie ist,“ rief der Graf, als der Webermeister geendet, „'s wäre aber noch charmanter, wenn er dazu ein braver Bürger wäre und das Gesetz befolgte. Nun, wir wollen gleich erfahren, ob's bei dem Burschen nur jugendlicher Leichtsinn und Uebermuth, oder böser Wille und Rebellion gegen uns gewesen ist. Er sagte in seiner Erzählung, lieber Meister, wenn ich recht gehört habe, daß mein Förster ihn durch seine höhnischen Reden erst zur That gereizt habe, seid Ihr dessen gewiß?“

„Dafür kann ich Euer Gnaden viele Zeugen bringen,“ antwortete Meister Köhler.

„Na, da können wir diesmal vielleicht noch gelinde mit ihm verfahren!“ meinte der Graf nachdenklich; „was sagen Sie dazu, lieber Riegen,“ wandte er sich an den Major Riegen, seinen unzertrennlichen Gefährten, „was macht man mit dem Burschen?“

„Meine Meinung, gräfliche Gnaden,“ versetzte der edle Mann offen, „ist, daß der Jäger dafür zunächst Strafe verdient, wenn er, wie der ehrenwerthe Meister hier bezeugt, den Burschen zuerst zur That durch höhnische Worte gereizt hat!“

„Ganz meine Meinung, lieber Riegen,“ nickte der Graf, „der Förster mag sich sein lahmes Bein als solche anrechnen; aber Strafe muß sein, und so wollen wir denn den Burschen dazu verurtheilen, daß er unter Seiner Aufsicht, Meister, und in Seinem Hause so lange Stubenarrest habe, bis er noch ein zweites ungenähtes Hemd für mich fertig stellt. Und dann sehe Er sich für ihn nach einem passenden Mädchen um, denn es ist gut für solche Brauseköpfe, bald unter's eheliche Joch zu kommen.“

„O, Euer Gnaden, dafür hat der Obergesell schon selbst gesorgt,“ platzte der Alte heraus, „über acht Wochen sollte er mit Dortchen Wambach zusammengethan werden!“

„Charmant, charmant!“ lachte der Graf, „dann wird er schon die jugendlichen Bockstreiche lassen; Er kann den Burschen gleich mitnehmen, wenn Er will. Lieber Riegen, Sie ordnen wohl das Erforderliche an!“ Damit war der Meister, der sich vergeblich bemühte, seinen Dank in passende Worte zu kleiden, entlassen, und die Zunftgenossen, die den bald erscheinenden Hans in ihre Mitte nahmen, verließen unter stürmischem Hurrah- und Vivatrufen das Schloß.

Hans Bühmann übernahm nach dem Tode seines Schwiegervaters dessen Geschäft und lebte in stillem Glücke an der Seite seiner trefflichen

*) Historisch.

Gattin, als der erste Webermeister des Landes, bis zum Jahre 1773, wo ihn der Tod im besten Mannesalter abrief. Sein letzter Wille bestimmte, daß das ungenähte Hemd, welches den Grundstein zu seinem Glücke gebildet hatte, in seiner Familie bleiben sollte, und noch heute ist es als Reliquie im Besitz seiner Urenkel in Steinhude. Das zweite Hemd aber, welches der Graf erhielt, wanderte mit diesem, da er als Oberfeldherr der englisch-portugiesischen Armee im Jahre 1762 nach Portugal ging. Dort ist es denn auch als ein hervorragendes Zeugniß deutschen Gewerbfleißes geblieben und noch heute ist in Lissabon im Nationalmuseum das Meisterstück des Steinhuder Webergesellen zu sehen.

Mannigfaltiges.

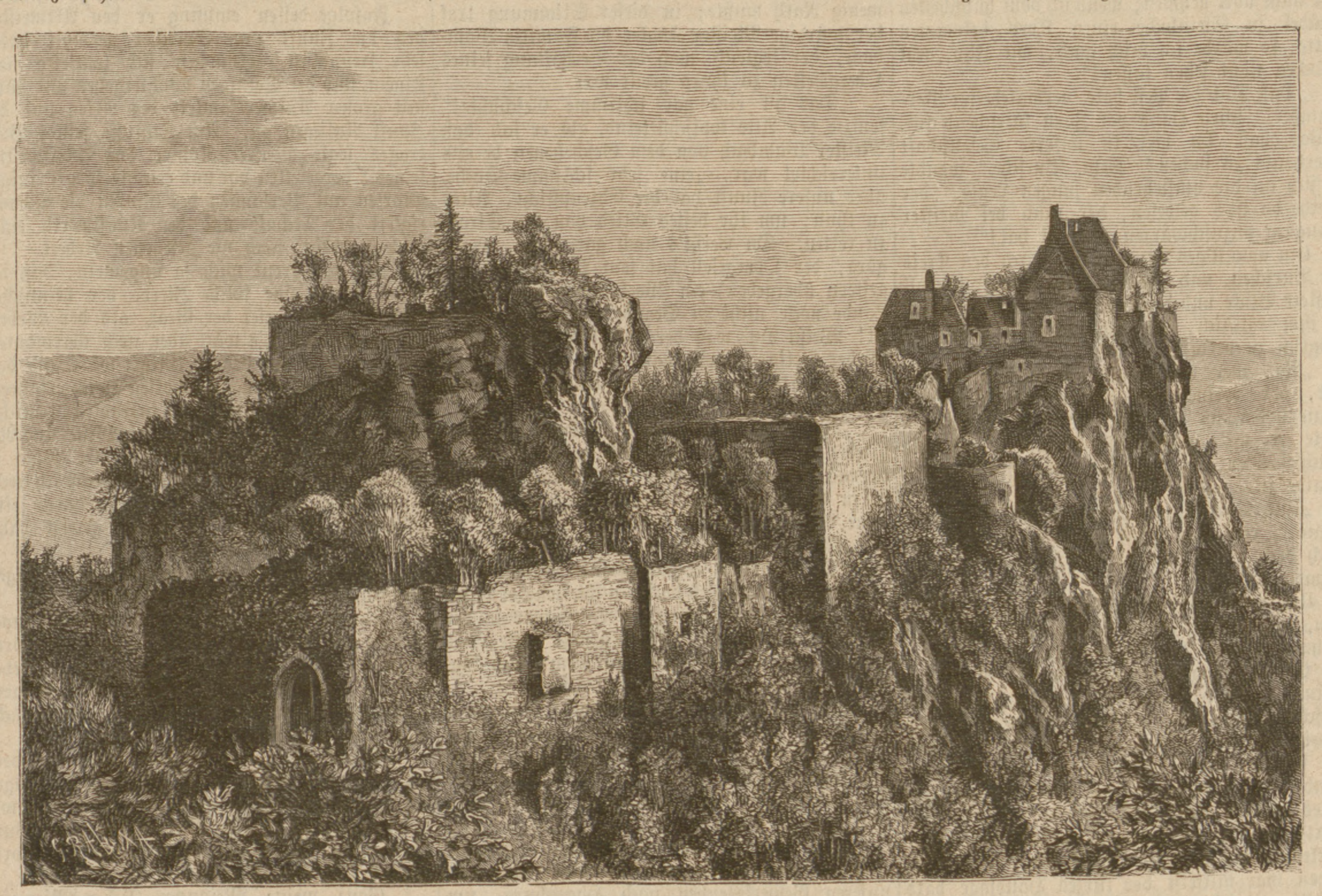
(Nachdruck verboten.)

Ein theures Gericht. — Kaiser Karl IV. erhielt von einem Bürger in Prag 100,000 Dukaten geliehen, und stellte ihm darüber einen Schein aus. Tags darauf lud der Bürger den Kaiser nebst seinen Hofherren zum Essen ein. Gegen Ende des Mahles wurde eine goldene verdeckte Schüssel auf den Tisch gebracht. Der Bürger öffnete dieselbe, langte daraus den Schuldschein hervor, überreichte ihn zerrissen dem Kaiser und sagte: „Die anderen Speisen waren für die ganze Gesellschaft, diese aber ist allein für Eure Majestät zubereitet und ich bitte unterthänigst, dieselbe anzunehmen.“ K. St.

Ruine Aggstein.

(Mit Abbildung.)

Unweit des Stiftes Mölk in Niederösterreich schauen von einem steilen Felsen am rechten Ufer der Donau die Ruinen der Burg Aggstein (siehe unsere Abbildung) nieder, welche einst den als Raubrittern gefürchteten Kuenringern gehörte. Diese hatten zwischen Schönbühel und Aggsbach auch noch einen Wartthurm an der Donau, das sogenannte „Blashaus“, mit einem Wächter, welcher denen auf Aggstein durch Hornsignale die Annäherung stromabwärts fahrender Schiffe melden mußte, die sodann, meist unter Blutvergießen, geplündert wurden. Auf Aggstein selbst hatte der Sage nach der Ritter Schreckenwald ein „Rosengärtlein“ auf einem über den Abgrund hinausragenden schmalen Felsenvorsprung. Dort stieß er seine Opfer durch ein Pförtlein, das hinter ihnen abgeschlossen wurde, ihnen nur die Wahl lassend, zu verhungern oder sich aus Verzweiflung in den Abgrund zu stürzen. Einmal gelang es aber doch einem Gefangenen, hinunterzuklettern und das Volk zur Rache aufzurufen, worauf der Aggstein gestürmt und der Ritter den Henkern überliefert worden sei. In Wirklichkeit aber wurde die Burg zur Zeit des Raubritters Georg Scheck von Wald durch den kaiserlichen Feldhauptmann Grafenecker erstürmt und so dem gefürchteten Treiben des Ritters ein Ende gemacht. Die Burg kam dann erst an die Herren v. Abensberg-Traun, später an die Starhemberge, und gehört jetzt einem Grafen v. Beroldingen. Man unterscheidet noch deutlich die Vorwerke und äußeren Gebäude der einst sehr ausgedehnten breitheiligen und mit drei Thoren versehenen Veste. Das erste Thor führt in einen Hof, in dem Stallungen, Knappenwohnungen und Wirthschaftsgebäude lagen, das zweite in einen höher gelegenen, der zur Vertheidigung eingerichtet war, und das dritte in den größten Hof, um den sich zum Theil Gebäude neuerer Bauart reihen. Aus dem alten Palas gelangt man auf die höchste Spitze des Felsens, wo nur noch Mauerreste stehen.



Ruine Aggstein (Niederösterreich).

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:
Ernste Thätigkeit söhnt zuletzt immer mit dem Leben aus.

Räthsel.

Geschaffen ist es zu beschützen
Und dadurch jedem Ding zu nützen,
Das mehr noch in der Trockenheit
Als in der Nässe wohl gedeiht.

Und doch siehst Du von ihm umgeben,
Die in des Meeres Tiefe leben,
Wie ebenso in Bach und Fluß
Nicht wenigen es dienen muß.

Froh aber dankst Du dem Geschicke,
Flieht es die Heimath Deiner Blicke
Und siehst Du, frei von falschem Schein,
Die Wahrheit wieder hell und rein.
[M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösungen von Nr. 41:

des Räthsels: Krieger — Kriecher;
des Silben-Räthsels: Aurillac, Lava, Berber, Epomeo, Rachel, Tullia (Albert — Carola).

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönlein in Stuttgart.